

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Calum MacLean arbeitet als Killer, aber sein neuester Auftrag, so hat er entschieden, wird sein letzter sein. Er will raus. Für den Unterweltboss Peter Jamieson muss er zwei Leute erledigen: den Buchhalter von Shug Francis, Jamiesons Gegenspieler im Glasgower Verbrechermilieu; und Kenny McBride, Jamiesons Fahrer, der dummerweise zu viel an die Polizei ausgeplaudert hat. Danach, glaubt Calum, hat er eine Chance auszusteigen und zu verschwinden. Aber sein Auftraggeber Jamieson befindet sich mitten im finalen Machtkampf um die Herrschaft in der Glasgower Szene. Das Letzte, was er in dieser Situation brauchen kann, ist, dass sein Auftragskiller abhaut. Also jagt er Calum, und auch die Polizei ist dem Killer auf der Spur ...

»Herausragend!« The Times

Malcolm Mackay stammt aus Stornoway in Schottland. Er kennt Glasgow gut. Sein erster Roman wurde für den »New Blood Dagger« nominiert. Auch die beiden weiteren Thriller seiner ›Glasgow-Trilogie‹ sind bereits Bestseller in Großbritannien. Mackay wurde mit dem »Scottish Crime Book of the Year Award« ausgezeichnet und wird von der Presse als die wichtigste neue Krimistimme Schottlands gefeiert.

Weitere Bücher des Autors:

- ›Der unvermeidliche Tod des Lewis Winter‹
- ›Der Killer hat das letzte Wort‹

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de

Malcolm Mackay

**Der Killer
hat genug vom Töten**

Thriller

Aus dem Englischen von
Thomas Gunkel

FISCHER Taschenbuch



Deutsche Erstausgabe
Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, August 2016

Die Originalausgabe erschien 2014
unter dem Titel *The Sudden Arrival of Violence*
bei Mantle/Macmillan, London
© Malcolm Mackay 2014

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2016 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-03061-3

1

Er arbeitet länger als geplant. Inzwischen ist es schon nach sieben. Zeit, Schluss zu machen. Er räumt die Papiere weg. Alles in die Aktenordner, die säuberlich im Regal aufgereiht sind. Die nimmt er sich morgen wieder vor. Langweilige Arbeit, klar, aber damit hat er sich längst abgefunden. Er ist seit fünfunddreißig Jahren Buchhalter; da findet man sich mit vielem ab. Wenn es was Bedeutenderes wäre, wär's vielleicht anders. Vor langer Zeit, als er noch voller Ehrgeiz war, hat er geglaubt, er würde später mal was Aufregendes machen. Das hat er sich abgeschminkt. Richard Hardy ist mit dem Erreichten zufrieden. Ein Einmannbetrieb. Ein kleines Büro in einem bescheidenen Gebäude, er betreut eine auserlesene Gruppe treuer Klienten. Im Erdgeschoss sind zwei Büros; die Leute da kriegt er nicht oft zu Gesicht. Auf der anderen Seite des Flurs hat ein kleiner Wohltätigkeitsverein seinen Sitz – irgendwas für Kinder bettelarmer Familien. Geführt von zwei herzenguten Frauen in mittlerem Alter. Richard hatte mal eine Sekretärin, doch

die musste er entlassen. Harte Zeiten. Aber er kommt zurecht.

Dass seine Klienten ihm treu sind, liegt an seiner Arbeitsauffassung. Zuverlässig, solide, verschwiegen. Die meisten von ihnen sind Kleinunternehmer, auf den ersten Blick durchaus ehrlich. Wollen bloß ab und zu eine günstige Gelegenheit nutzen. Es ist schwer für sie, das versteht Richard. Wenn man Gelder verschiebt, kann der Klient was sparen. In seinen Augen hat das nichts Unmoralisches. Diese Leute arbeiten hart; er verhilft ihnen zum größtmöglichen Verdienst. Das ist vielleicht nicht unbedingt legal, aber die Justiz hat bestimmt größere Probleme.

Er nimmt seinen Mantel vom Haken an der Bürotür. Draußen ist es kalt. Er hat's nicht eilig. Zu Hause wartet niemand auf ihn. Seine Frau ist schon seit zwölf Jahren tot; sie hatten keine Kinder. War eher ihre Entscheidung als seine. Solange sie lebte, war ihm das egal. Doch nach ihrem Tod wurde es einsam. Da wär's schön gewesen, eine Familie zu haben. Zwölf Stunden Arbeit mindern die Einsamkeit. Die Geschäftsbücher sind seine Kinder geworden. Der Gedanke hat was Trauriges und Erbärmliches.

Er schließt die Bürotür sorgfältig ab. Inzwischen ist das hier eine nette Gegend. Als er das Büro mietete, war's nicht so ruhig, doch in den letzten zwanzig Jahren wurde ringsum aufgeräumt. Bei ihm wurde noch nie eingebrochen, aber man kann nicht vorsichtig genug sein. Er hat einen Klienten, der Grundstücke kauft, Wohnungen baut und die dann vermietet. Manche würden sagen, er macht Geld mit Elendsquartieren, aber Richard sieht das anders. Auch Leute mit wenig Geld müssen ja irgendwo wohnen und können nicht das Ritz erwarten. Jedenfalls wurde in dessen Büro mehrfach eingebrochen. Die Polizei meinte,

es hätte was mit seiner Arbeit zu tun, irgendwer wäre auf ihn sauer. Sie rieten allen, die geschäftlich mit ihm zu tun hatten – auch Richard – vorsichtig zu sein. Aber was kann man schon tun? Wenn jemand sich mit Gewalt Zutritt verschaffen will, dann lässt sich das nicht verhindern.

Er ist der Letzte, der das Gebäude verlässt. Nirgends sonst brennt mehr Licht. Die Haustür schließt sich automatisch hinter ihm. Vor dem Haus ist ein kleiner Hof mit Parkplätzen für die wenigen Auserwählten, die in den umliegenden Gebäuden arbeiten. Er ist schon so lange da, dass er einen der Plätze beanspruchen kann. Im Moment parken dort nur zwei andere Wagen. Einer steht immer da. Muss ein Dienstwagen sein, mit dem keiner nach Hause fährt. Den anderen kennt er nicht. Eine unauffällige schwarze Limousine. Er zieht sein Handy aus der Tasche, will sehen, ob Nachrichten eingegangen sind: jemand, der noch einen Rat haben will, für den er vielleicht die entsprechende Akte braucht. Erst als er neben seinem Wagen steht, entdeckt er in der schwarzen Limousine zwei Leute. Zwei Männer, die im Dunkeln sitzen. Als er sein Auto aufschließt, geht die Beifahrertür des anderen Wagens auf. Ein junger Mann steigt aus und blickt zu ihm rüber. Gutgekleidet. Dunkler Mantel, dunkle Hose, schicke Schuhe. Er kommt mit schnellen Schritten auf ihn zu, und der Fahrer steigt aus, folgt ihm.

»Entschuldigung«, sagt der junge Mann, »Richard Hardy?«

»Ja«, sagt Richard zögernd. Seine Wagentür steht halb offen. Er kann jederzeit einsteigen, falls ein Verrückter oder Schläger Informationen über einen seiner Klienten verlangt.

»Ich bin Detective Sergeant Lawrence Mullen. Und das

ist Detective Constable Edward Russell.« Er holt seine kleine Brieftasche raus und streckt sie Richard entgegen.

Richard nickt. »Okay. Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Wir müssen Ihnen auf dem Revier ein paar Fragen zu einem Ihrer Klienten stellen.«

»Auf dem Revier? Bin ich verhaftet?«

»Nein, nein, ganz und gar nicht. Wir haben dort Dokumente, die wir Ihnen gern zeigen würden. Zur Bestätigung, dass sie einem Ihrer Klienten gehören. Sie sind Zeuge, mehr nicht.« Das sagt er mit beruhigendem Lächeln.

»Darf ich fragen, gegen wen Sie ermitteln?«

»Ich halte es nicht für klug, das auf dem Parkplatz zu besprechen«, sagt der Polizist und blickt sich kurz um.

Der gesunde Menschenverstand sagt ihm, dass man sich mit der Polizei nicht anlegt. Ein Verhör mag geschäftsschädigend sein, aber sich widersetzen wäre schlimmer. Festgenommen werden könnte für sein Geschäft tödlich sein. Ihn befällt leichte Panik. Er lässt das Handy auf den Fahrersitz seines Wagens fallen. Dann schließt er die Tür ab und folgt dem jungen Polizisten zu seinem Wagen. Plötzlich bereut er, das Handy nicht eingesteckt zu haben. Vielleicht muss er einen Anwalt anrufen. Doch er ist zu höflich, um zu fragen, ob er zurückgehen und es holen kann. Zu nervös, um etwas zu sagen.

»Wir versuchen, Ihre Zeit nicht zu lange in Anspruch zu nehmen«, sagt der Polizist leicht desinteressiert. »Wenn wir fertig sind, bringen wir Sie wieder her.« Er macht einen netten Eindruck.

Richard steigt in den Fond des Wagens. Detective Mullen setzt sich neben ihn, und der Ältere gleitet wieder auf den Fahrersitz. Er startet den Motor. Ohne große Eile. Die Polizisten wirken entspannt, das beruhigt Richard.

Der anfängliche Schock ist einer natürlichen Nervosität gewichen. Richard ist niemand, der es oft mit der Polizei zu tun hat.

»Bin ich in irgendwelchen Schwierigkeiten?«, fragt er. Seit ein paar Minuten herrscht Schweigen. Er hat das Bedürfnis, etwas zu sagen.

»O nein«, sagt Mullen und schüttelt ungeduldig den Kopf. »Sie haben vielleicht hilfreiche Informationen. Über einen Ihrer Klienten. Wir vernehmen Sie nicht als Verdächtigen. Wenn Sie sich im Beisein eines Anwalts wohler fühlen, dann können Sie ihn vom Revier aus anrufen. Liegt ganz bei Ihnen.«

Richard nickt.

Mullen, der Jüngere, schenkt Richard keine Beachtung. Blickt aus dem Fenster und dann nach vorn. Der Fahrer scheint größeres Interesse zu haben. Richard hat gesehen, dass er ein paarmal im Spiegel nach hinten geschaut hat. DC Russell wirkt nicht ganz so ruhig. Richard kriegt das Gefühl, es könnte mehr dahinterstecken. Vielleicht bekommt er wirklich Schwierigkeiten. Okay, mitunter hat er ein Auge zugeedrückt. Hat manches vertuscht, das er besser gelassen hätte, wie es war. Er hat nie behauptet, ein Engel zu sein. Aber das ist doch keine große Sache, oder? Er hat nichts wirklich Schlimmes getan, da ist er sich verdammt sicher.

»Könnten Sie mir wenigstens sagen, worum genau es geht?«, fragt er Mullen. Er braucht was Beruhigendes. Irgendwas.

»Wir ermitteln, auf welchem Wege einer Ihrer Klienten sein Geld verdient. Wir glauben, dass er sein legales Geschäft als Fassade für kriminelle Aktivitäten benutzt. Wir

wollen Ihnen nur ein paar Fragen stellen. Sie stehen nicht unter Verdacht. Sie sind womöglich selbst ein Opfer«, sagt Mullen. »Er hat Sie belogen wie so viele andere.«

Der anfängliche Schock hat es verschleiert. Doch langsam sickert es ein. Das Gefühl, dass etwas nicht stimmt. Der Polizist, dem alles schnurzegal ist, und sein nervöser Fahrer. Die beiden wollen ihn zu einem Klienten vernehmen. Nach dessen Geld fragen. Warum sollten sie ihn dann aufs Revier bringen? Richard wirft einen verstohlenen Blick auf Mullen. Der ist total entspannt. Wenn sie was rausfinden müssten, wären sie doch bestimmt mit ihm ins Büro gegangen. Damit er in den Akten nachsehen kann. Zahlen überprüfen kann. Das ist doch sein Job. Auf dem Revier geht das nicht. Da läuft was völlig falsch. Am liebsten würde er etwas sagen. Dem Polizisten sagen, dass sie es besser in seinem Büro regeln könnten. Wieder mustert er Mullen. Dessen desinteressierter Blick wirkt nicht länger beruhigend.

2

Während der Fahrt hat er die Umgebung undeutlich wahrgenommen. Vertraute Straßen, darum hat er nicht groß aufgepasst. Doch jetzt schaut er sich um. Will sehen, wo's hingeht. Sie fahren nicht in die Innenstadt, sondern nach Norden. Weg von den dichter bebauten Gebieten. Scheint keinen Sinn zu ergeben.

Mullen sieht ihn an. »Dauert nicht mehr lange.«

Richard lehnt sich zurück. Sinnlos, sich zu beklagen. Das hier ist eine Nummer zu groß für ihn. In seinem Leben hat sich immer alles um Vertrauen gedreht. Andere haben das Kommando. Er erleichtert ihnen die Arbeit. Das hat funktioniert. Klar, kein perfektes Leben, aber besser als viele andere. Sich zurücklehnen und andere ihr Spiel spielen lassen. Ruhig bleiben. Freundlich.

Jetzt liegt die Stadt hinter ihnen. Richard sagt nichts. Vielleicht ist es nicht so schlimm wie befürchtet. Wie es sich anfühlt. Vielleicht wollen sie bloß Informationen haben. Ihn einschüchtern. Möglich, dass sie ihn ein bisschen verprügeln. Oder zu einem Tatort bringen und ihm

ein paar Fragen stellen. Ja, könnte sein. Sich beklagen bringt mit Sicherheit nichts. Ist meistens so. Ruhig und freundlich. Sie tun lassen, was sie wollen, und fertig. Inzwischen haben die beiden eine ganze Weile nichts mehr gesagt. Langsam findet er das Schweigen wieder unbehaglich. Richtig bedrohlich. Richard hat das Gefühl, etwas sagen zu müssen, aus reiner Höflichkeit. So hält er's bei seinen Klienten. Die Stimmung nie zu sehr abkühlen lassen. Die Leute in ein Gespräch verwickeln. Aber die Typen hier – die interessieren sich für nichts, was er zu sagen hat. Noch nicht jedenfalls.

Sie haben die Hauptstraßen gemieden. Das ist ihm aufgefallen. Der Fahrer hat Nebenstraßen genommen, aber vielleicht interpretiert Richard zu viel. Vielleicht ist es die Strecke, die sie fahren müssen, um zu ihrem Ziel zu gelangen. Er wird es mit Sicherheit nicht ansprechen. Das ist nichts, worüber sie mit ihm diskutieren werden. Richard wirft wieder einen Blick auf Mullen. »DS Mullen«, hat er gesagt. Für einen Detective Sergeant sieht er ziemlich jung aus, und er hat einen höheren Rang als der Fahrer, der eindeutig älter ist. Im Lauf der Zeit hatte Richard Klienten, die ihm ein paar Schauergeschichten über die Polizei erzählt haben. Wenn Polizisten glauben, dass es was bringt, arbeiten sie mit Einschüchterung. Das hier sieht ganz danach aus. Beängstigend, das muss er ihnen lassen.

Sie fahren immer noch. Weiter auf Nebenstraßen mit sehr wenig Verkehr. Richard weiß nicht, wo sie sind. Ein ganzes Stück außerhalb der Stadt, so viel ist sicher. Seine Hände beginnen zu zittern. Er weiß nicht, warum. Weiß nicht genau, was sich geändert hat. Er sagt sich immer wieder, dass alles gut wird. Leuten wie ihm passiert so

was nicht. Warum sollte es? Alles wird gut, wenn er ruhig bleibt und keine Probleme macht. Ihnen sagt, was sie wissen wollen. Egal, wen es belastet; er muss ihnen die Informationen geben, die sie von ihm wollen. Das Einzige, was man tun kann, ist ehrlich sein. Wenn sie haben, was sie wollen, lassen sie einen gehen.

Er sieht Mullen an. Der wirft einen kühlen Blick zurück. Die Haltung des jungen Polizisten hat sich geändert. Unangenehmer als vorher. Na warte, Freundchen. Wenn das hier vorbei ist, beschwere ich mich. Leute wie du kriegen irgendwann ihr Fett weg. Langsam begreift er, warum er so nervös ist. Der Fahrer geht vom Gas. Hält nach irgendwas Ausschau. Einer Abzweigung. Hier gibt's nur kleine Landstraßen, auf die man abbiegen könnte.

»Da, auf der rechten Seite«, sagt Mullen zum Fahrer. Er spricht leise, klingt ruhig.

Der Fahrer drosselt das Tempo und biegt vorsichtig ab. Nirgends Lichter. Die Straße scheint holprig zu sein. Ist eher ein Feldweg. Was könnte hier irgendwas mit Richards Geschäften zu tun haben? Ruhig bleiben. Sie dürfen nicht sehen, dass er nervös ist. Sonst ärgern sie sich bloß, und das bringt nichts. Auf beiden Seiten stehen Bäume. Der Wagen schleicht den Weg lang. Schon seit ein paar Minuten. Stockdunkel. Nirgends Lichter zu sehen. Sie müssen in einem Waldgebiet sein. Eine Gegend, in der sich Richard überhaupt nicht auskennt. Das ergibt gar keinen Sinn. Er blickt Mullen an. Mullen erwidert seinen Blick nicht. Er starrt geradeaus, in die Dunkelheit.

Der Wagen wird immer langsamer. Da, ein Gebäude. Sieht aus wie eine Scheune, aber Richard hat es nur kurz im Scheinwerferlicht gesehen. Der Fahrer wendet den Wagen und hält an.

»Nein, noch ein bisschen weiter«, sagt Mullen.

Der Fahrer lenkt den Wagen etwas weiter nach rechts.

»Gut so«, sagt Mullen jetzt. Zufrieden, dass sie an der richtigen Stelle stehen. Der richtigen Stelle wofür?

Der Fahrer hat den Motor ausgeschaltet, aber die Scheinwerfer angelassen. Ihr Licht strahlt in die Bäume. Vor ihnen eine kreisförmige Fläche neben der Scheune, an der sie geparkt haben. Jetzt steigt der Fahrer aus. Scheint nicht besonders begeistert zu sein. Er hat die Tür geschlossen und sie beide im Fond alleingelassen. Russell geht zur Rückseite des Wagens. Richard dreht sich zu ihm um. Russell öffnet den Kofferraum.

»Ihr Klient Hugh Francis«, sagt Mullen leise. Er muss genau anhören, um ihn zu verstehen. Russell klappert rum und holt etwas aus dem Kofferraum, das schwer zu sein scheint. Irgendwas raschelt, was anderes fällt auf den Boden.

»Ja, Mr. Francis, der Werkstattbesitzer«, sagt Richard beflissen. Ein netter Typ, dieser Shug Francis. Hat Richard immer gut behandelt, war ein treuer Kunde. Richard führt ihm die Bücher. Macht seine Lohnabrechnung. Er beschäftigt mehr Leute, als er sollte, und Richard verschleiert das. Keine große Sache.

»Was können Sie mir über seine Bücher sagen?«

»Tja, äh, ich weiß nicht. Im Büro, mit den Unterlagen vor mir, wäre das leichter.« Er hält inne, denkt nach. »Man könnte wohl sagen, dass ich mir manchmal die eine oder andere Frage gestellt habe. Wo sein ganzes Geld herkommt. Warum er so viele Leute beschäftigt. Aber ich mach nur seine Abrechnungen. Nichts Bedeutendes, das ich verschwiegen hätte.« Er hält wieder inne. Das dürfte nicht reichen. Er muss ihnen mehr bieten, um sie bei Lau-

ne zu halten. »Natürlich zeige ich Ihnen gern die kompletten Unterlagen.«

Mullen sagt nichts. Er runzelt bloß die Stirn, und Richard weiß, was das bedeutet. Damit will der Polizist sagen, dass ein Blick in die Bücher sinnlos ist. Die Polizei weiß, dass Richard Zahlen verändert hat, damit die Werkstatt seriöser wirkt, als sie in Wirklichkeit ist.

»Ich gebe zu, dass ich ... gewährleistet habe, dass Shugs Bücher in Ordnung sind. Vielleicht habe ich gegen das Gesetz verstoßen. Das nehme ich auf mich. Ich musste dafür sorgen, dass die Zahlen stimmen. In erster Linie mache ich seine Lohnabrechnung. Ich musste mich darum kümmern, dass bei den vielen Leuten, die er beschäftigt, alles aufgeht.« Er redet immer schneller.

Mullen nickt, als wüsste er all das schon. Und genau deshalb ist er hier. Er weiß, dass Richard in den letzten paar Jahren dafür gesorgt hat, dass Shugs Leute jeden Monat bezahlt wurden.

Hinter ihnen ertönt ein dumpfes Geräusch. Der Kofferraum wird zugeklappt. Richard sieht, wie DC Russell mit einem großen Bündel unterm Arm am Wagen vorbeigeht. Schwer zu sagen, was es ist. Jetzt tritt er vor den Wagen. Lässt das Bündel auf den Boden fallen. Es ist blau. Er zieht irgendwas raus. Ebenfalls blau. Scheint eine Plane zu sein. Auf halbem Weg zwischen den Bäumen und dem Wagen breitet er sie sorgfältig aus. Dann nimmt er den Rest des Bündels und stapft zu den Bäumen rüber. Geht drei, vier Schritte in den Wald. Noch immer vom Wagen aus zu sehen. Richard und Mullen beobachten ihn. Sie sehen, wie er den Rest der Plane zurechtzapft. Vorsichtig die Sachen rausholt, die darin eingepackt waren. Zwei Schaufeln. Irgendwas Weißes. Sieht wie ein Handtuch aus. Russell

fängt an zu graben. Richard schaut zu. Er kann das Zittern seiner Hände nicht länger verbergen.

Mullen reckt den Kopf. Versucht, seinen grabenden Kollegen besser zu sehen. Ein Seufzen. Dann steigt Mullen aus. Kommt auf die andere Seite und öffnet Richards Tür. »Los – kommen Sie raus«, sagt er. Immer noch leise.

Richard gehorcht. Er tut, was man ihm sagt. So war es schon immer. Er blickt zu Russell hinüber. Der hackt mit seiner Schaufel auf die Grassoden ein, löst Stücke daraus und legt sie neben sich auf die Plane. Mullen wirft einen Blick auf seinen Kollegen. Er verdreht die Augen und schnalzt missbilligend mit der Zunge. Er ist offensichtlich unzufrieden; offenbar denkt er, dass er's besser könnte. Deshalb ist er wohl auch der Vorgesetzte.

»Was soll ...«, will Richard fragen, unterbricht sich aber. Wenn sie wollen, dass er es weiß, dann werden sie's ihm schon sagen. Er ist nicht in der Position, Fragen zu stellen. Vielleicht will er's auch gar nicht wissen.

Er spürt, wie Mullen die Hand ausstreckt und ihn am Arm fasst. Ein Blick auf Mullens Hand. Richard ist einen Moment verwirrt. Mullen hat Handschuhe an. Diese dünnen, durchsichtigen Dinger, die die Putzfrauen tragen, wenn sie in seinem Büro arbeiten. Die muss er nach dem Aussteigen angezogen haben. Er schiebt Richard behutsam vorwärts. Führt ihn zu der Plane, die Russell auf der Lichtung ausgebreitet hat.

Die beiden stehen schweigend da. Richard sieht, wie Russell vor sich hin gräbt und die Erde auf die Plastikplane schaufelt. Wie er beim Graben ächzt. So eine Arbeit scheint er nicht gewohnt zu sein. Der Schweiß steht ihm auf der Stirn, das sieht man selbst bei diesem seltsamen Licht. Er wird immer langsamer. Von Zeit zu Zeit hört

Richard Mullen kurz und ärgerlich seufzen. Leise, fast unhörbar, doch die einzigen anderen Geräusche kommen von Russell. Mullen ärgert sich jedes Mal, wenn Russell Mist baut, wenn er mit einem Brocken Erde die Plane verfehlt oder so was. Müde Arme schleudern die feuchte Erde umher. Richard hat sich ein paarmal zu Mullen umgedreht. Hat gesehen, wie er ein paarmal auf die Uhr schaut. Ansonsten schaut er bloß Russell zu. Beobachtet ihn, wartet auf irgendwas. Wahrscheinlich darauf, dass er langsam fertig wird. Richard will sich darüber keine Gedanken machen. Er weiß nicht genau, was hier läuft. Vielleicht gräbt er was aus. Doch eine leise Stimme in seinem Kopf verhöhnt ihn. Sagt ihm, dass absolut klar ist, was Russell da gräbt. Dein Grab, alter Mann.

Richard bricht in Tränen aus. Er kann nicht anders. Kann sich nicht länger was vormachen. Das ist es. Das ist das Ende. Was für eine bescheuerte Art zu sterben. Ihm geht immer wieder durch den Kopf, wie absurd das Ganze ist. Jemand wie er sollte nicht so enden. Das ergibt keinen Sinn. Am liebsten würde er lachen. Aber das geht nicht, weil er hemmungslos weint. Tränen strömen ihm übers Gesicht, seine Schultern beben, und er schluchzt immer wieder. Durch den Tränenschleier sieht er, dass Russell aufgehört hat zu graben. Der Polizist beugt sich vor, die Hände in die Hüften gestemmt. Er hustet und spuckt. Mullen seufzt. Jetzt hört er nur noch das Blut in seinen Adern rauschen. Eine Handbewegung von Mullen – Richard kann sie nicht genau sehen. Russell gräbt weiter, schneller diesmal. Aber auch lauter, bei jeder Bewegung ächzend. Eine Hand legt sich auf Richards Rücken.

»Setzen Sie sich«, sagt Mullen, immer noch seelenruhig. Diese Gelassenheit. Einfach schockierend. Ekelhaft.

Mullen drückt ihn nach unten. Richard setzt sich auf die Plane und beugt sich nach vorn. Er will Russell nicht länger ansehen. Was sie tun, ist grausam. Gefühllos. Dass sie ihn zwingen zuzusehen, wie jemand sein Grab aushebt. Warum sollte er nett zu ihnen sein? Warum tun, was sie von ihm erwarten? Ab jetzt nicht mehr. Er wird seinen Tränen freien Lauf lassen. Sich nach vorn beugen. Sich abwenden von seiner letzten Ruhestätte. Und wofür das Ganze? Anscheinend wegen Shug Francis. Diesem netten Typen. Immer ein Lächeln parat. Erkundigt sich immer nach Richards Gesundheit, fragt, ob er zufrieden ist. Ja, seine Geschäfte warfen Fragen auf. Er drehte alle möglichen Dinger. Aber das hier? Wie kann das eine gerechte Strafe für Richards Arbeit sein? Er hat Zahlen frisiert. Ist das so schlimm? Ein weiterer Augenblick der Erkenntnis. Nicht er soll hier bestraft werden, sondern Shug Francis. Das macht es irgendwie noch schlimmer. Sein Tod dient bloß dazu, jemand anderem eins auszuwischen.

Russell gräbt immer noch. Inzwischen wieder langsamer. Mullen steht noch neben Richard. Wie lange verharren sie schon so? Fünf Minuten. Vielleicht auch zehn. Oder noch länger. Er hat kein Zeitgefühl mehr.

»Bring das Handtuch her«, sagt Mullen. Etwas lauter als vorher, denn er spricht mit Russell.

Russell klettert aus seinem Loch und kommt langsam mit dem weißen Handtuch rüber. »Ist tief genug«, sagt er und reicht es Mullen. Man hört, dass er erschöpft ist. Er beugt sich nach vorn, die Hände wieder in die Hüften gestemmt.

»Nein, noch nicht, da fehlt noch ein bisschen«, sagt Mullen. Diese kalte, harte Stimme. Jemand, dem man

nicht widerspricht. Dem Russell nicht widerspricht. Er gräbt weiter.

Richard spürt irgendwas an seinem Hinterkopf. Er streckt die Hand danach aus.

»Nein, Finger weg«, sagt Mullen. »Beugen Sie sich vor.«

Einen Augenblick ist Richard verwirrt. Er weiß nicht genau, was los ist. Irgendwas an seinem Hinterkopf, das ihn nach unten drückt. Dann nichts mehr.

3

Sie sind wieder draußen. Zum Glück. Steigen in den Wagen und fahren los. Sollte ein Moment zum Feiern sein. Ist es aber nicht. Shug sagt nichts. Er weiß genau, was Fizzy sagen wird. Er will's nicht hören. Doch das ändert nichts.

»Du hast alles verschenkt«, sagt Fizzy. »Und wofür, hä? Wofür? Damit alles genauso weitergehen kann. Wenn du mit Jamieson einen Deal ausgehandelt hättest, hättest du die Drohung beendet. Du hättest trotzdem fast alles verloren, aber man würde nicht mehr versuchen, uns umzubringen. Du hast bloß alles verschlimmert. Alles verschenkt und Jamieson noch wütender gemacht.«

Er sagt die ganze Zeit »du« statt »wir«. Das ist Shug aufgefallen. Zwanzig Jahre war David »Fizzy« Waters Shug Francis' bester Freund, und plötzlich heißt es »du« statt »wir«. Es fing damit an, dass sie als Jugendliche zusammen an Autos rumbastelten. Daraus wurde eine Kette von Werkstätten und der einzige erfolgreiche Autoschieberring in der Stadt. Profitables Geschäft. Profitable Organisation.

Aber nicht profitabel genug. Shug will mehr, deshalb fand dieses Treffen statt. Ein Treffen mit einer der Führungsfiguren im Drogengeschäft, um über den Angriff auf eine andere Führungsfigur im Drogengeschäft zu reden.

»Wir werden ihn zur Strecke bringen«, sagt Shug. Er spricht von Peter Jamieson, einem Mann, bei dem sie genau das monatelang vergeblich versucht haben. Sie haben ihn angegriffen, seine Leute angegriffen. Wollten sein Revier übernehmen. Doch sie waren nie stark, schlau oder vom Glück begünstigt genug, um ihm ernsthaft schaden zu können.

»Werden wir nicht«, ruft Fizzy ungläubig. »Hör dir doch mal zu, Mann. Wenn Jamieson zur Strecke gebracht wird, dann nicht von uns, sondern von MacArthur und seiner Bande. Wir tragen das Risiko, greifen an. Wir ernten den Ruhm, sagt der Kerl. Verdammt nochmal! Ruhm? Wir ernten den Ruhm und er den Lohn. Ist das alles, was du willst, Ruhm? Na super. Ich Sorge dafür, dass sie's dir auf den Grabstein meißeln. ›Er hatte den Ruhm.«

Sie wussten beide, dass Alex MacArthur nichts aus Herzensgüte tat. Man leitet nicht eine der größten Organisationen der Stadt, weil man so ein herzensguter Mensch ist. Und das ist auch nicht der Grund, warum man jahrzehntelang an der Spitze bleibt. Im Gegenteil. MacArthur hat eine brutale Liebe zu Geld und Macht. Und nur deshalb lässt er sich auf das Angebot ein. Die Gelegenheit, Geld zu machen und gleichzeitig Peter Jamieson zu attackieren. Für MacArthur ist Jamieson ein Rivale. Shug hat's auf Jamieson abgesehen. Der Feind meines Feindes ist mein profitabler Freund. Shug ist so verzweifelt, dass er die offensichtliche Wahrheit nicht sieht.

Alle halten Shug Francis für einen lockeren Vogel.

Meistens stimmt das auch. Doch er hat seine speziellen Momente. Fizzy hat ihn erlebt, wenn er beleidigt ist. Dann hat Shug keinen Wutausbruch, bei dem er schreit und brüllt und sich das Ganze von der Seele schafft. Er zürnt, und es kann eine Weile dauern, bis die Wut verrauch ist. Vor den meisten Leuten kann er das verbergen. Leuten, die ihn nicht so gut kennen wie Fizzy. Das kann ihn leichtsinnig machen. Ist zum letzten Mal vor etwa drei Jahren passiert. Seit sie mit dem Autoschieberring angefangen hatten, fälschte ein alter Mann für sie Dokumente. Der ließ sie hängen und fing an, für jemand anderen zu arbeiten. Keine Fahrzeugpapiere mehr, sondern Bankauszüge und so was. Er ließ sie wegen einer miesen Gaunerei hängen, weil die Arbeit leichter war. Shug wurde fuchsteufelswild, forderte, der Alte solle zurückkommen und wieder für sie arbeiten. Der sagte, Shug solle verschwinden. Behandelte ihn, als wäre die Autoschieberei bloß ein Witz. Shug war ein paar Tage eingeschnappt und beauftragte dann einen Gorilla, eine Botschaft zu überbringen. Hat den Alten nicht umlegen lassen, aber es war trotzdem dumm. Alle wussten, wer dahintersteckte. Das war leichtsinnig. Unnötig.

Sie sind wieder in Shugs Haus. Den Flur lang in sein sogenanntes Spielzimmer. Eigentlich Arbeitszimmer. Zwischen ihnen herrscht keine wirkliche Anspannung, auch nicht in diesem Moment der Uneinigkeit. Dafür kennen sie sich zu gut, vertrauen sie sich zu sehr. Doch sie sind sich total uneinig. Fizzy versucht immer noch, ihn zu überzeugen.

»Du musst das beenden. Versuch, es rückgängig zu machen. Sonst verlierst du dein Unternehmen.«

Shug schüttelt den Kopf und lässt sich aufs Sofa sin-

ken. »Die Sache ist gelaufen. Wenn wir jetzt einen Rückzieher machen, verärgern wir MacArthur, das wäre noch schlimmer.« War viel Arbeit, das Treffen zu arrangieren. MacArthur tat so, als würde er sich zieren. Mehrfache Treffen zwischen Kontaktleuten. Sie hatten es immer mit Don Park zu tun, einem von MacArthurs führenden Leuten. Für Shug hat PC Paul Greig den größten Teil der Arbeit erledigt. Noch so einer, dem er nicht trauen sollte. Schließlich ist Greig Polizist. Jemand, der ein doppeltes Spiel treibt und immer noch wütend wird, wenn man andeutet, dass er korrupt ist. Doch er hat gut verhandelt: zwanzig Prozent Anteil an Shugs Autoschieberring und den Werkstätten für MacArthurs Unterstützung bei Peter Jamiesons Vernichtung. Und die Einnahmen aus Jamiesons Netz werden fifty-fifty geteilt.

Fizzy lässt die Hände am Gesicht hinabgleiten. Das ist Wahnsinn. Wahnsinn aus Sturheit. Sie würden aus dieser Sache nicht heil rauskommen. Misserfolg hat im Geschäft seinen Preis. Einen hohen Preis. Um Jamieson zu entkommen, hätten sie ihn mit einem Anteil an den legalen Geschäften und dem Autoschieberring bezahlen müssen. Wäre machbar gewesen. Jamieson ist in erster Linie Geschäftsmann. Es hätte bloß bedeutet, sich mit Jamiesons Sieg abzufinden.

»Sowie du Schwäche zeigst, reißen dich diese Scheißkerle sowieso in Stücke«, sagt Shug. Er klingt deprimiert. Das ist Fizzys Verdienst. Er hat ihm den hoffnungsvollen Moment verdorben. »Lassen wir Jamieson rein, übernimmt er in zwei Jahren das ganze Geschäft. Er drängt uns raus. Macht uns das Leben zur Hölle. Wie soll uns das helfen?«

Er hat recht. Das weiß Fizzy. Jemand wie Jamieson

verzeiht und vergisst nichts, auch nicht, wenn der Preis stimmt. Es geht um Prestige. Um PR. Jemand fordert dich heraus, dringt in dein Geschäft ein. Du lässt dich auf Frieden ein und fängst an, mit ihm zusammenzuarbeiten, bloß weil du damit Geld machst. Andere sehen das. Dann denken sie, es lohnt sich, dich zu attackieren, weil sie deinen Laden später übernehmen können, wenn nicht alles so läuft, wie sie wollen. So entsteht eine Verwundbarkeit, die andere versuchen auszunutzen. Jemand wie Jamieson kann nicht zulassen, dass die Leute glauben, ein Angriff auf ihn sei ohne Risiko. Deshalb, ja, Jamieson würde auf den Deal eingehen. Und dann würde er Shug und Fizzy und alle, die mit ihnen in Verbindung stehen, vernichten. Alle, die das sähen, würden wissen, dass es bei einem Kampf mit Peter Jamieson keine Ausstiegsklauseln gibt.

»Wenn wir uns an ihn verkaufen, wird also das Geschäft zerstört. Und wenn wir es so machen wie jetzt, heißt das, der Scheißkerl legt uns um.«

»Nicht, wenn wir ihn zuerst erledigen«, sagt Shug.

»Mm-mmh, nicht wir, sondern MacArthur. MacArthur erledigt ihn. Er erntet den ganzen Lohn. Und dann macht er mit uns dasselbe, was Jamieson gemacht hätte.«

Shug schüttelt den Kopf. »Glaub ich nicht«, sagt er. Er spricht leise, nachdenklich. »Schau mal, Jamieson kann sich nicht leisten, uns vom Haken zu lassen. Und MacArthur kann es sich nicht leisten, jemandem zu schaden, der ihm einen Dienst erwiesen hat. Sonst will niemand mehr für ihn arbeiten.«

Das ist eine Theorie, von der Fizzy nicht überzeugt ist. Er schüttelt den Kopf. »Nee, das glaub ich nicht. Er braucht den Leuten nicht zu zeigen, dass er uns belohnt. Hat er nicht gesagt, wir sollen bei dieser Sache voran-

gehen? Er bleibt im Hintergrund, außer Sichtweite. Dann denken die Leute, wir hätten Jamieson erledigt. Und uns danach mit MacArthur verbündet. Er kann tun, was er will. Uns behandeln, wie's ihm gefällt. Also vernichtet er uns anstelle von Jamieson.«

Naiv wie ein Amateur, denkt Shug über Fizzy. Er verzeiht seinem Freund, aber es ist lästig. Im Hintergrund arbeiten so viele Leute, dass ihm MacArthur danach nicht in den Rücken fallen kann. Leute wie Greig. Er arbeitet mit vielen Kriminellen zusammen, ist aber trotzdem Polizist. Er verhaftet immer noch Leute. Er bekennt sich zu Shug, und das ist eine Botschaft. Shug ist im Aufstieg begriffen. Greig will ihm nahestehen. Und angenommen, MacArthur beschießt sie wirklich, wenn sie mit Jamieson fertig sind. Was sagt das über Don Park? Einen von MacArthurs führenden Leuten. Er hat das Ganze organisiert. Er hat das Treffen in dem Ingenieurbüro arrangiert, von dem sie grade kommen. Es würde Parks Ruf in MacArthurs Organisation zerstören. Das könnte ihm MacArthur nicht antun. Das würde zu einem Riss in seiner eigenen Mannschaft führen. Tja, an so was denkt Fizzy nicht. Er hat immer noch die Denkweise eines Kleinganoven. Er braucht Zeit, um zu wachsen. Vielleicht ist das Ganze auch zu groß für ihn.

Shug runzelt seufzend die Stirn. »Ich will nicht mehr darüber reden. Wir haben einiges zu planen. Maßnahmen müssen ergriffen werden. Das ist Neuland für uns, und wir müssen vorbereitet sein.«

»Mein Gott, Shug, hörst du dir eigentlich zu? Diese verdammten Gangster führen dich an den Abgrund, und du machst einfach mit.« Fizzy hat die Stimme erhoben. Sein Frust überwältigt ihn.

Shug funkelt ihn wütend an. »Red leiser. Oder soll dich die ganze verdammte Straße hören? Du darfst eins nicht vergessen, Fizzy. Das ist meine Organisation. Ich hab all das aufgebaut. Ich hab sie zu dem gemacht, was sie ist. Und wenn ich sie aufs Spiel setzen will, dann tu ich das. Du hast mich auf meinem Weg begleitet. Du warst immer nützlich, du warst immer da. Aber glaub nicht, dass die Organisation dir gehört. Das stimmt nicht. Sie gehört mir.«

Jetzt herrschen wirklich Spannungen zwischen ihnen. Echte, heftige, gefährliche Spannungen. Das ist völlig neu, und Fizzy weiß nicht, wie er darauf reagieren soll. Er kann sich nicht erinnern, dass so was schon mal vorgekommen ist. Wie lange sind sie befreundet? Über zwanzig Jahre. Aber so eine Situation gab's noch nie. Es gab Spannungen mit anderen Leuten in der Organisation, doch diese Leute wurden stets rausgedrängt. Shug ließ nicht zu, dass sie nach dem Zwist blieben. Er war immer überzeugt, dass diese Streitigkeiten irgendwann wieder aufleben, zu einem Problem werden. Worum geht es hier? Versucht Shug, ihn rauszudrängen? Verdammt nochmal, nein. Das kann nicht sein. Zwanzig Jahre lang beste Freunde, fast wie Brüder. Seit ihrer Jugend. So kann sich das nicht anfühlen. Das kann nicht das Ende sein.

Fizzy steht wortlos auf. Alles, was einer von ihnen jetzt sagt, würde es bloß noch schlimmer machen. Die Anspannung ist zu stark. Alles würde wie eine Beleidigung klingen, wie eine Provokation. Klar, sie müssen das durchsprechen. Müssen es bereinigen, bevor irgendwelche Schritte ergriffen werden. Aber diese Stimmung – verdammt, er weiß nicht, wie er damit klarkommen soll. Er geht zur Tür, dreht sich nochmal zu Shug um. Shug sieht ihn nicht

mal an. Er blickt bloß auf den Boden. Lässt Fizzy gehen, weil es nichts mehr zu sagen gibt. Fizzy öffnet die Tür und tritt in den Flur, hofft, dass Shug ihn zurückruft. Um ehrlich zu sein, erwartet er's eigentlich. Aber da kommt nichts, nur Schweigen. Ein Schweigen, das bedeutet, dass sich ihre Beziehung verändert hat, vielleicht für immer.